

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 75 (1988)
Heft: 1/2: Architektur und Wasser = L'architecture et l'eau = Architecture and Water

Artikel: Moderner als modern : eine Wohnsiedlung in Darmstadt von R. Kramm mit M. Meyer und ein Wohn- und Geschäftshaus in Hamburg von M. von Gerkan mit K. Staratzk
Autor: Weiss, Klaus-Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-56953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Klaus-Dieter Weiss

Moderner als modern

Eine Wohnsiedlung in Darmstadt von R. Kramm mit M. Meyer und ein Wohn- und Geschäftshaus in Hamburg von M. von Gerkan mit K. Staratzke

«Man könnte bewundernswert gut geplante Häuser bauen, vorausgesetzt natürlich, der Mieter ändert seine Mentalität.» Auch das eine Weisheit von Le Corbusier. Walter Gropius sah noch «eine Generation der Arbeit» vor sich, «ehe die Elemente des neuen Bauens eine vollkommene, allgemeingültige, im grössten Masse rationalisierte Standardware geworden sind und ehe... (dies vor allem?)... die natürliche menschliche Trägheit gegenüber dem Resultat der neu entstandenen Formen überwunden sein wird». Jetzt endlich hat «das Niveau des Klienten» (Giedion) die Richtschnur des Architekten erreicht? Das wohl kaum. Dennoch feiert die Moderne, ein zentraler Begriff, der, wenn man nicht einfach nur durchnummerieren will, mehr denn je einer klaren Definition bedarf, vielerorts – so auch in Darmstadt, Hamburg und Paris¹ – eine fröhliche Auferstehung.

Die in Teilen erfolgende Rehabilitation der Moderne geht schon über reine Stilfragen hinaus und greift nach den Inhalten. Vittorio Gregotti, der sich in der Berliner Lützowstrasse zu dieser Frage auch baulich geäußert hat, vergleichsweise zurückhaltend, aber keineswegs karg, nennt es die «Neue Modernität». Eine neue Bewegung beginnt den «main stream» zu schmälern, eine neue, noch namenlose Schule geht neue Wege. Das verlangt mehr, als

bei der klassischen Moderne nachzuschlagen, deren kulturelle Grundlage nicht wiederherzustellen ist. Rüdiger Kramm (Jahrgang 1945) und das Büro Meinhard von Gerkan/Volkwin Marg (Jahrgang 1935/1936) belegen das beispielhaft mit aktuellen Projekten in Darmstadt und Hamburg.

Die durch offene, heiter-expressive Treppenanlagen unterbrochenen Gebäudezeilen von Rüdiger Kramm in Darmstadt zeigen sich dagegen bei aller Zurückhaltung im städtebaulichen Gesamtbild in Teilen dramatisch zeitnah und spannungsvoll. Die Häuser signalisieren, ähnlich den Bauten Herman Hertzbergers, bereits dem Passanten einen hohen Nutzungskomfort, artikulieren von Etage zu Etage darüber hinaus eine grosse Bandbreite unterschiedlicher Angebote, lösen das Bauvolumen – besonders in der Überlagerung von Wintergärten und Eingängen an der Bessunger Strasse – sehr geschickt und unterstützt durch einen Gebäudeknick auf (man vergleiche das in Gedanken mit dem Berliner Lützowplatz von O.M. Ungers) und finden, das ist das erstaunlichste, ohne eigenwillige neue Wortschöpfungen zu einer Architektursprache, die zeitgebundene Kreativität entfaltet. Vittorio Gregotti: «Vorhersage von der Gegenwart aus, im Gegensatz zu einer technologischen Futurisierung und einem tröstlichen Historizismus.»³

Diese Architektur sucht den Kontakt zum Bewohner, ohne ihn etwa in Gestalt eines neutralen Wohnregals in die ästhetische Verantwortung zu nehmen. In Teilen spielerisch, wenn z.B. zwei winzige bunte Fliesen eine einzelne Betonstufe des Treppenhauses zieren. Die Architektursprache baut – ohne lange historische Umschweife – auf Vorhandenem auf, hat es natürlich nach den Vorleistungen der 20er Jahre und ihrer Korrekturen auch leichter. Sie gibt sich nicht elitär oder exotisch, sondern überzeugt – spätestens durch Nutzungsargumente. Gleichzeitig bleibt sie jedoch komplex genug, um weiterreichende Inhalte zu transportieren. Damit bahnt sich nach der IBA tatsächlich eine dramatische Umkehr der Betrachtung an. Der einzelne Bewohner geht trotz der wieder stärker artikulierten Gemeinschaft weder formal noch funktional verloren, wird nicht namenlos abgestellt, nicht in der Masse des Gebäudes und seiner Mitbewohner gleichgeschaltet, sondern findet unbefangene Entfaltungsräume auf der Ebene



1



2



3



4

1–14
Wohnsiedlung in Darmstadt

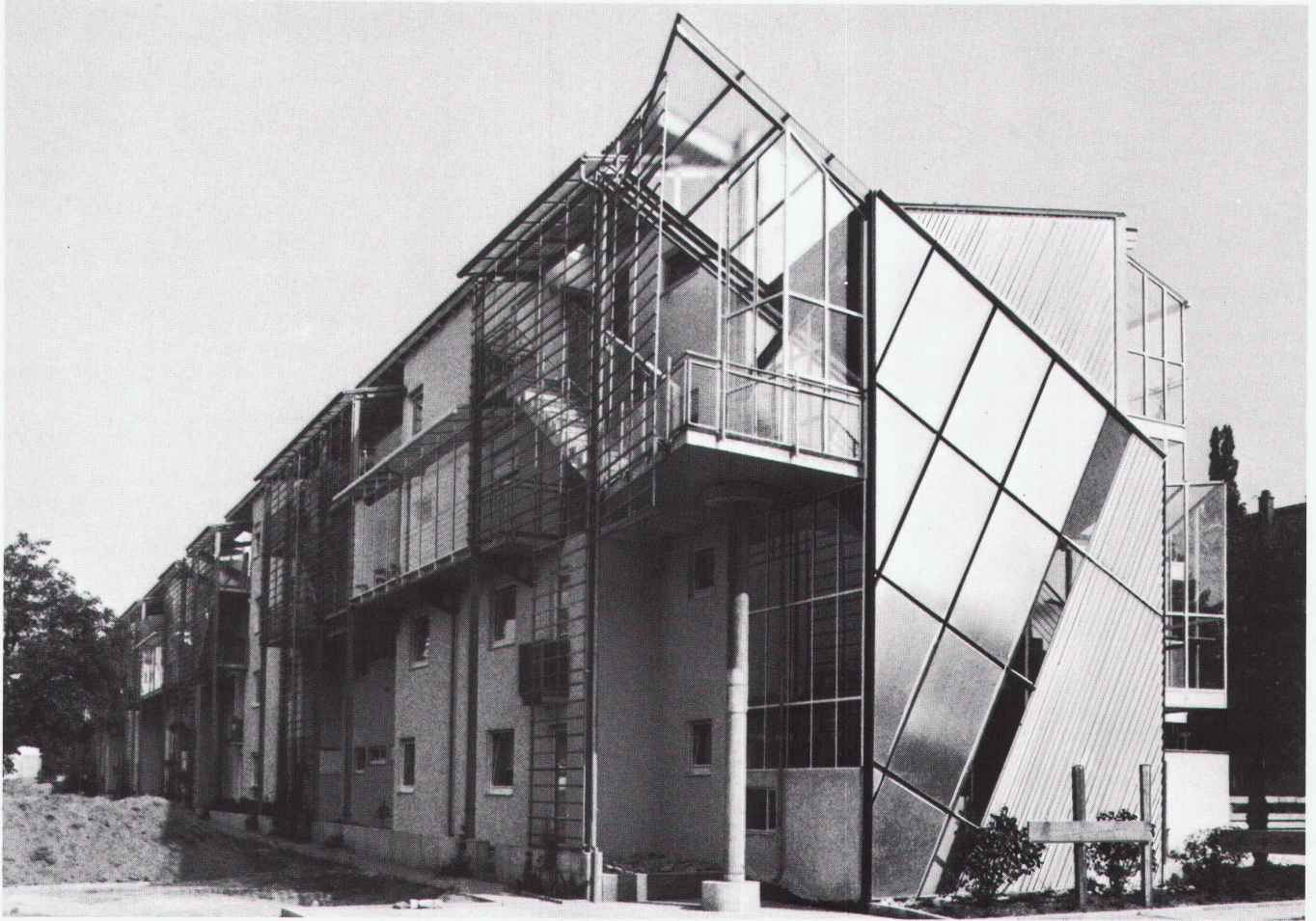
1
Ansicht der Südfassade

2
Detailansicht der Nordfassade

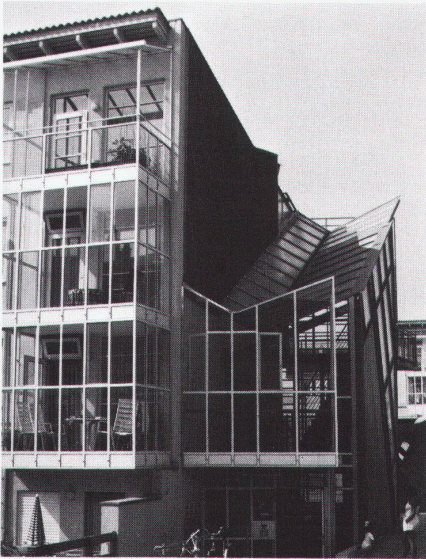
3–4
Innenansichten von den Treppenhäusern

5
Ansicht von Nordwesten, im Vordergrund das Treppenhaus

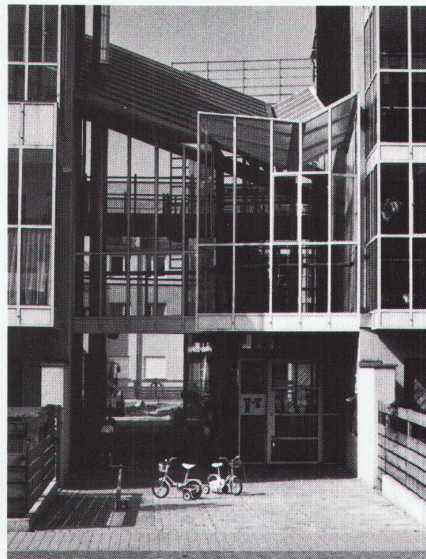
6–7–8
Die drei Treppenhäuser mit verschiedenen Erschliessungsfunktionen



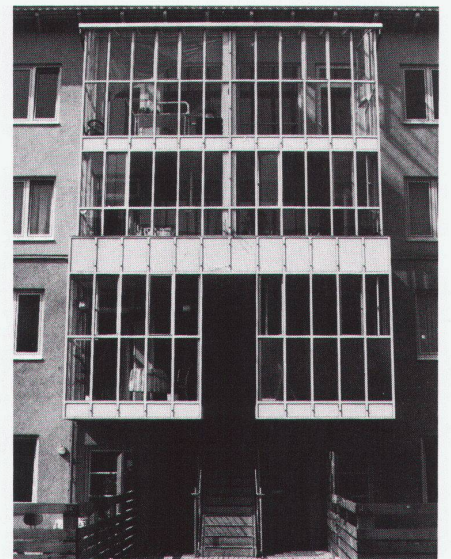
5



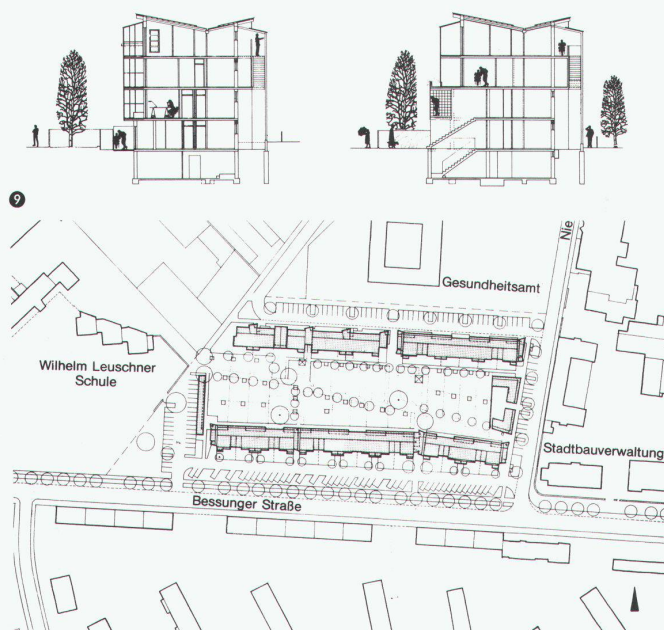
6



7



8



11 12

9
Querschnitte10
Situation11-14
Die vier Wohngeschosse15-22
Wohn- und Geschäftshaus in Hamburg15
Situation16 17
Strassenfassade und Gebäudeecke

seiner individuellen Privatheit, der Wohngemeinschaft von «Treppenhäuser», «Schreibergarten» oder Gesamtanlage (keine standardisierten Spänertypen, kein Abstandsgrün) und auf der Ebene einer freien Eingliederung in den städtischen Raum.

Bahnt sich damit die Wiederkehr einer geläuterten Moderne an, auch wenn diese neuen Zeilen bei näherer Betrachtung in ein liches Grau gekleidet sind? Die neue Randbebauung der Bessunger Strasse gewinnt ihre Brisanz offensichtlich aus einem merkwürdig und ungeahnt risikolosen Zusammenspiel von absoluter Architektur, laut Richard Neutra mit einem grossen «A» geschrieben, und einem bewohnerorientierten Nutzungskomfort, von der Postmoderne oft verschmäht, weil unterhalb jedes künstlerischen Niveaus. (Der Begriff «Nutzungskomfort» meint zwar nichts anderes als «Funktionalismus», aber vielleicht empfiehlt es sich, das schnell voranschreitende Ableben eines verkrampft-populären Formalismus durch derlei Reizvokabeln nicht künstlich in die Länge zu ziehen.) Es finden in dieser Architektur zahlreiche Ansätze zu einem überraschend zeitnahen Gleichklang: die Bewohnerbezogenheit eines Ralph Erskine ebenso wie die elegante Transparenz der Architektur von Günter Behnisch, ökologische Ansätze ebenso wie lange missachtete Denkmodelle zu den territorialen Ansprüchen der Bewohner.

Ein derartig hoher Anspruch konnte nicht aus dem Stand realisiert werden, er hat eine Vorgeschichte und er hatte – leider – seine Widersacher, was besonders die Qualität der Grundrisse geschmälert hat. Ursprünglich vorgesehene Maisonettewohnungen wurden ersatzlos gestrichen, die Laubengänge erst in letzter Instanz gerettet. Der Wettbewerb Bessunger Strasse wurde schon vor vier Jahren entschieden, im August 1983.⁴ Neue Impulse für den innerstädtischen Wohnungsbau gründeten sich damals auf dezidierte Zielsetzungen der Stadt:

- unmittelbare Zuordnung der Freiräume zu den Wohnungen
- kostengünstige Herstellung durch möglichst einfache Grundformen
- Verzicht auf aufwendige Parkieranlagen
- kostengünstige Unterhaltung durch entsprechende Bauausführung, durch energiesparende Bauformen und Bauweisen
- Vergabe der Grundstücksflächen an die Bewohner

- Spielraum für eigene Dispositionen der Bewohner beim Ausbau durch eigene Leistungen (Wandbeläge, Trennwände...)
- zusätzliche Wohnqualität bei gleichzeitiger Einsparung von «vorausgestatteter» Wohn- und Heizfläche durch Wintergärten/Glashäuser.

Die Stadt Darmstadt wollte mit diesem Projekt weit über Stadtgrenzen und Region hinaus Einfluss nehmen, nach längerer Pause einen weiteren Beitrag zur deutschen Baugeschichte schreiben. So hiess es im Ausschreibungstext ausdrücklich: «... lässt sich die Stadt leiten von der allgemeinen Verpflichtung der öffentlichen Hand, Innovationen zu fördern und von dem Bewusstsein der besonderen Tradition als einer Stadt, in der (...) neue Bewegungen im Wohnungsbau aufgegriffen und gefördert werden.»⁵

Dennoch genoss dieses Projekt eben nicht die Freiheit eines als experimentell ausgewiesenen Wohnungsbaus, sondern wurde im Gegenteil ausgiebig mit dem Rotstift eines amtsüblichen sozialen Wohnungsbaus zensiert. Der Text des Architekten zur Wettbewerbsreläuterung seiner Idee lässt die Grabenkämpfe ahnen:

«Wohnungsorganisation. Die Wohnungen sind ein- und zweigeschossig organisiert. In den ersten beiden Geschossen liegen überwiegend zweigeschossige 4-Zimmer-Wohnungen mit ebenerdigen Zugang ins Freie. Die 2-Zimmer-Geschosswohnungen (z.B. Altenwohnungen) lagern sich direkt an die Treppenhäuser an. Ein Laubengang im 2. OG erschliesst zweigeschossige 3-Zimmer-Wohnungen. Bei der Organisation der Wohnungen wurde auf beidseitige Orientierung der Gemeinschaftsräume zu Strasse und grünem Innenbereich Wert gelegt. Etwa gleichgrosse Räume ermöglichen einfachen Nutzungswechsel, nichttragende versetzbare Innenwände konstruktive Flexibilität. Eingelegte Stürze in den Wohnungstrennwänden gestatten Wohnungskopplungen über die Schotten. Jede Wohnung besitzt einen privaten Freibereich, im EG als kleiner Gartenhof, in den OG-Wohnungen als Terrassen und Loggien, sowie Zugang zu den gemeinschaftlichen Dachgärten.»

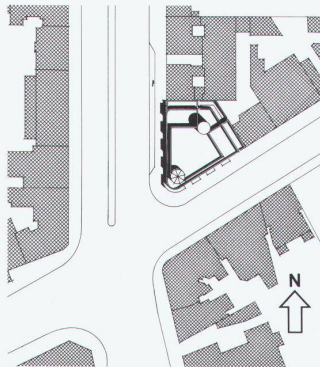
Vier Jahre zäher Kampf, und der zweite Bauabschnitt feierte erst vor kurzem Richtfest. Ein Wunder fast, dass der erkennbare Schaden

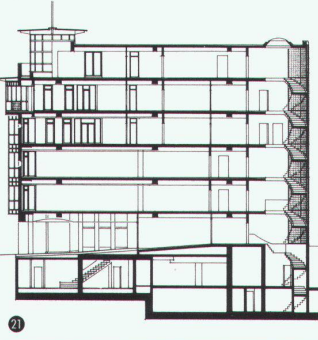
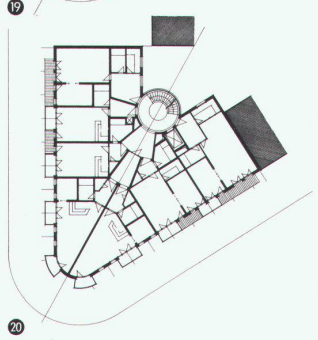
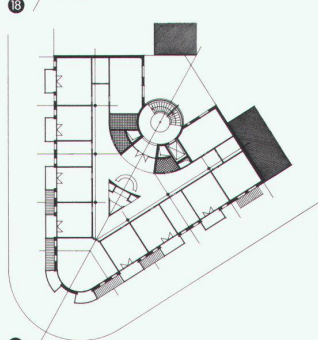
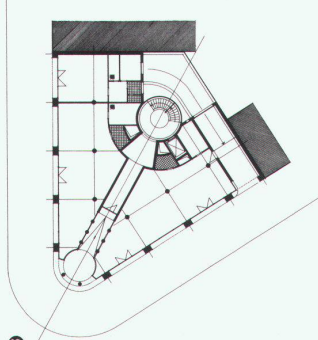
der Förderungsbestimmungen so gering ausfiel. Dennoch, der Argumentationsnotstand der konkurrierenden IBA-Projekte betrifft ja gerade das Wohnungsinnere. So betritt man z.B. die über Treppenhäuser erschlossenen Wohnungen auf einem Schlingenkurs, gegen den erklärten Willen einer sich widersetzenden Schamwand. Grosszügig bemessene Dachterrassen sind optisch nur über eine schmale Glastür mit der Wohnung verbunden. Hier lässt die Darmstädter Alternative die aussen vermutete Klarheit leider vermissen.

Obwohl die Südfront der Häuserkette den Passanten keineswegs mit einem punktuellen Blickfang zu beeindrucken sucht, sind es die ungewöhnlichen Treppenhäuser, die den Besucher anziehen.

Zwar lassen sich in der Baugeschichte relativ häufig vertikale Verschränkungen des Erschliessungsraumes konstatieren (das konnte in den 60er Jahren sogar die Neue Heimat Berlin), vom besonders üppigen Treppenauge oder anderen Deckenöffnungen bis zur völlig freien Erschliessungshalle, und auch Rüdiger Kramm verwendet diesen Kunstgriff. Der entscheidende Aspekt ist jedoch ein anderer. Seine Erschliessungsvielfalt (Treppenhaus, Laubengang, Freitreppe, direkte Anbindung an die Strasse) ist nicht nur formal gelungen, lässt nichts mehr ahnen von Muff und Spiessigkeit ganzer Jahrhunderte – auch die Blockwart-Architektur der Münchner Borstei pocht auf ihren Zweispänner –, sondern entwickelt funktionale und territoriale Freiräume (Prinzip des grösstmöglichen individuellen Zugangs). Dies wiederum nicht so belehrend wie die Aufweitungen der Podeste durch Herman Hertzberger auf der documenta urbana in Kassel, die nicht ohne Fragezeichen unbenutzt bleiben können, oder so labyrinthartig-verworren und in der Zielsetzung verklausuliert wie die vermeintliche Fortführung der Bürgersteig-Öffentlichkeit in die Sackgasse einer Wohnungserschliessung bei Otto Steidle, unmittelbar daneben. Die Erschliessungsformen von Rüdiger Kramm artikulieren sich frei und unkompliziert, beinahe beschwingt.

Ein Treppenhaus, man möchte es kaum noch so bezeichnen, das manchen verbissenen nach Raumqualität, Transparenz und Ungezwungenheit bei weitem übertrifft, aber auf dezidierte Gemeinschaft nicht angewiesen ist. Auf der anderen Seite das Gegengewicht des pri-



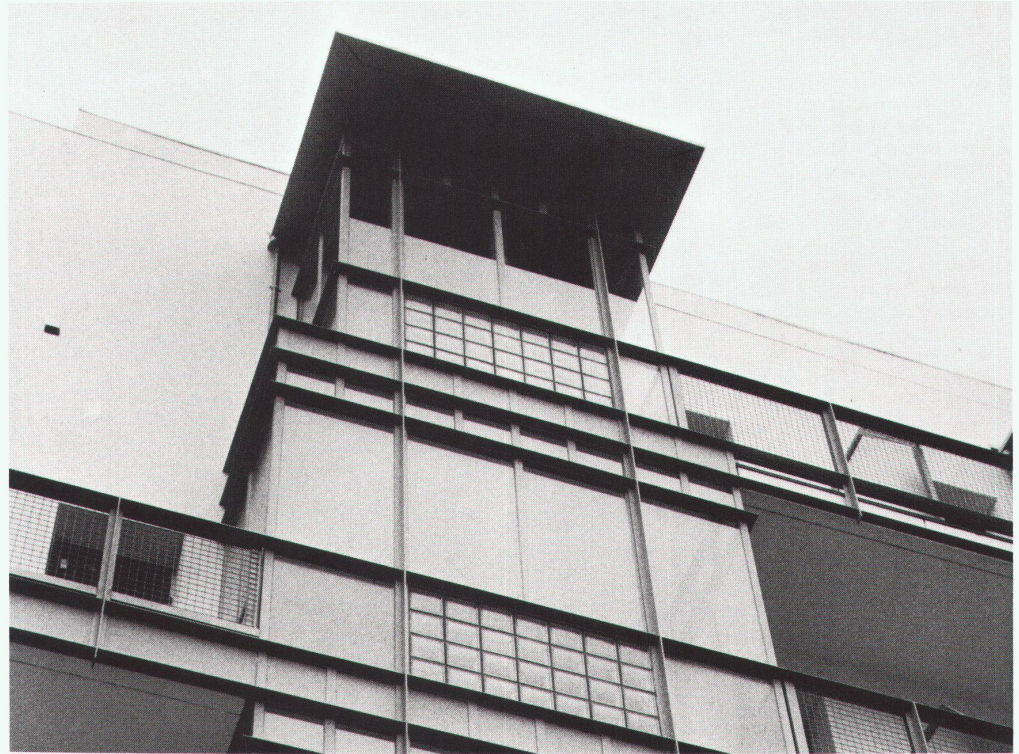


18 19 20
Ein Laden-, Büro- und Wohngeschoss

21
Schnitt

22 23
Detailansichten der Strassenfassade

Fotos: K.-D. Weiss (Wohnsiedlung in Darmstadt) und Heiner Leiska (Wohn- und Geschäftshaus in Hamburg)



22
vateren Zugangs anderer Wohnungslagen. Diese Wahlfreiheit ist vorbildlich. Rüdiger Kramm gibt der Einordnung des Privatraums Wohnung in die Gemeinschaft des Hauses, in die Öffentlichkeit von Strasse und Quartier, letztlich des Individuums in sein Staatswesen – um nicht weniger geht es – endlich die Bedeutung, die ihr zukommt.

Dieses anspruchsvolle Thema setzt sich auch im äusseren Erscheinungsbild der locker verketteten «Stadthäuser» fort. Die Unterbrechungen der Zeile (Dachgesims, Dachterrassen, Treppenhäuser...), der leichte Knick an der Bessunger Strasse, die plastische Variation des Baukörpers, der Wechsel von Gärten, Mauern, Zäunen, vor allem aber der Rhythmus der weit ausladenden Wintergärten und Balkone lösen die bekannte Sterilität von Zeilenbauten völlig auf. Das Ganze erinnert in seiner Struktur damit eher an viktorianische Reihungen mit ihren charakteristischen polygonalen Erkern. Dies auch deswegen, weil die gewählte Dachform das Gesims in der Untersicht noch plastischer hervortreten lässt. Ein diesem Vorbild nach ähnliches Experiment, auch was die Individualisierung der Erschliessung be-

trifft, unternahm James Stirling in seinem leider unrealisierten Projekt «Luxury town housing/Manhattan». Im Gegensatz zu den etwas schwergewichtigen postmodernen Umsetzungen Stirlings vermittelt hier die Architektur jedoch eine angenehme Schwerelosigkeit, fast möchte man sagen – und das wäre eine weitere Affinität zur klassischen Moderne – eine in die Zukunft auszubauende Freiheit. Das Gebäude selbst tritt hinter den von ihm artikulierten Freiräumen beinahe völlig zurück: Sonnenterrassen, Wohngärten, Schrebergärten, Rankgerüste, gemeinschaftlich zu nutzende Werkstätten.

Entscheidend ist nicht die Stilgeschichte des Wohnungsbaus. Die Wiederkehr von «Zeile» und «Abstandsgrün» belegt einmal mehr Ralph Erskines These von der Notwendigkeit einer «Gebrauchskunst» gerade im Wohnungsbau. Schon 1959, damals artikuliert sich Zeilenbau formal und funktional noch ganz anders, bekannte Richard Neutra auf einer Tagung in München: «...ich glaube, dass moderne Architektur nicht darin besteht, einfach die korinthischen Kapitelle auszulassen, sondern dass wir alles anwenden, was uns die Forschung an richtigem Wis-

sen vom Menschen bietet.» Dieser hohe Anspruch, mit der Kurzformel «biologischer Realismus» nur sehr schlecht umschrieben, ist schwer einzulösen, aber er steht auf dem sicheren Fundament des erwähnten «Nutzungskomforts». Wenn dabei – hier wie beim nächsten Beispiel – Architektur entsteht, ist das Ziel erreicht.

Ein weisser Dampfer, eindrucksvoll und nahtlos in eine Blockecke platziert, setzt in der Hamburger Grindelallee neue Massstäbe. Zwischen Gründerzeit und Fernsehturm, zwischen Max-Planck-Institut und Audimax, inmitten von Autolärm und qualvoller Stilkakophonie, an zentraler Stelle des hanseatisch-unterkühlten Universitäts- und ehemaligen Judenviertels tanzt ein Gebäude seit kurzem demonstrativ aus der Reihe, und das, obwohl sich diese «Reihung» kaum artikuliert. Nicht die Flucht des Strassenraumes wird durchbrochen, sondern die höchst unmelodische Partitur einer hilflos gewachsenen Stadt. Diese Architektur-sprache verwirrt und beeindruckt gerade im unmittelbaren Vergleich zu ehrwürdigen Gründerzeitbastionen und einer kläglich-reduzierten Après-Postmoderne. Das Bild des Dampfers bleibt dominant: die Farbe



Weiss, der auf einer Ladenzone schwebende Gebäudekörper, drei Bullaugen, Reling, Kommandobrücke, zurückspringendes Oberdeck samt Sonnenterrassen... Funkantenne. Gleichzeitig wird dieses Bild jedoch auf mehreren Ebenen konterkariert. Die Fassade ist überaus plastisch gestaltet. Fenster- und Türöffnungen folgen keinem toten Zellenraster, sondern sind eher frei bzw. nutzungsorientiert entwickelt, in Weiterführung eines traditionell dreiteiligen Fassadenkanons. Die darüber gelegte zweite Fassadenschicht aus Wintergärten, Balkonen, Loggien und höchst ornamental ausgelegten Stahlvordächern im vierten und fünften Obergeschoss kümmert sich noch weniger um das Credo einer vergangenen klassischen Moderne. Die verspielt-behagliche oder wenigstens kleinformatige Fensterauslegung der Wintergärten, das zum klassischen Dampferweiss kontrastierende Grau der Stahlteile, die in den Putz eingelassenen blauen Keramikfliesen machen aus dem rasanten Dampfer nach Bauart der 20er Jahre fast den gemächlichen Mississippi-Dampfer Mark Twains. Und welche Kühnheit, die Holzfenster des Betonkörpers sind nicht weiss lackiert, son-

dern bekennen sich zu ihrem Material. Fast scheint es, sie seien aus dem Holz alter Segelschiffe gearbeitet.

Mit gezielten Stilbrüchen (ein gutes Thema in dieser amerikanischen Strasse Hamburgs, die städtische Gestaltungssohnmacht so treffend schildert), Applikationen einer behaglichen Häuslichkeit des 19. Jahrhunderts, aber auch einer an Otto Wagner erinnernden Ornamentierung und den ironisch zu interpretierenden Bullaugen vergangener strahlendweisser Progressivität macht dieses komplexe Gebilde – in sympathischer Gestik – einen Schritt auf seine Gründerzeitnachbarn zu. Vor allem aber, und das begeistert noch mehr, überflügelt es eine in Hamburg nie sehr brillant ausgefallene Postmoderne, die auch im unmittelbaren Gebäudeanschluss (im Bau) immer erfolgloser und verbissener operiert.

Die klare und einprägsame Fassadensprache lässt nicht ahnen, welche Probleme im Gebäudeinneren zu lösen waren. Ganz unbemerkt beherbergt der Bau eine Tiefgarage mit siebzehn Stellplätzen, an der Gebäudeecke einen potentiellen U-Bahn-Zugang und trotz dem zwangsläufig sehr tiefen Gebäudezuschnitt sechzehn Wohneinheiten, wegen des

erheblichen Lärmpegels (Lärmschutzklasse 5) vornehmlich kinderlose Kleinwohnungen. Die Wohnungsnutzung an dieser wenig geeigneten Stelle gründet sich vor allem auf ein Tauschgeschäft mit den zuständigen Stellen der Stadt. Im Geist der 60er Jahre sah der Bebauungsplan hier eine Begrenzung auf vier Geschosse vor, zwei Geschosse weniger als die Pendantbauten mit obendrein grösseren Geschosshöhen. Die aus stadtgestalterischen Überlegungen erfolgreich erstrittenen sechs Geschosse wurden jedoch an die Auflage gebunden, mindestens drei Geschosse mit Wohnungen zu belegen.

Bei aller Bescheidenheit in den Flächen und Zuschnitten (z.T. dunkle Bäder und Küchen bzw. offene Küchen in den Wohnräumen) leben die Wohnungen von den vorgelagerten Wintergärten und dem Reiz ihrer Lage in Uni-Nähe. Das Risiko einer unheilvollen Möblierung der Wintergärten, die vor allem als begrünte Lärmpuffer fungieren sollen, ist so klein wie deren Grundfläche, aber dennoch vorhanden. Die den Passanten näherliegenden Wintergartenrundungen sind dank Einfachverglasung (thermisch ungetrennte Stahlprofile) immerhin echt. Eine

Brise San Francisco, ganz und gar nicht «amerikanisch», weht damit ebenfalls an dieser Strassenkreuzung: Rundverglasung, filigrane «Feuertreppen», gegenüber der «Coffee-Shop» Victor's. Leider liegt Hamburg nicht am Pazifischen Ozean, aber Architektur legt wieder Visionen in die Zukunft nahe, und das scheint allerdings spannender, als weiter den Märchen der Baugeschichte zu lauschen.

Beide Projekte gehen zwar einen Schritt zurück, greifen die Moderne der 20er Jahre sichtbar wieder auf, reduzieren damit erneut die über geschichtliche Zeiträume angewachsene Sprachgewalt von Architektur auf einen bestimmten Ausschnitt, gleichzeitig, und das ist das entscheidende Kriterium für eine moderne Bewegung schlechthin, dient dieser Rückzug auf einen undogmatischen Orientierungspunkt aber dem Blick nach vorn. Fortschritt und Technik haben zwar spätestens nach Harrisburg, Bhopal, Tschernobyl... ihre Kraft als zentrales Medium der Architekturentwicklung eingebüsst⁶, aber die architektonische Inszenierung eines modernen Mittelalters, der «tröstliche Historizismus», wie es Vittorio Gregotti nannte, hat zu lange auf die Artikulation und Interpretation der Idee des Fortschritts verzichtet. Dieser Fortschrittsgedanke steht auch für die Architektur an zentraler Stelle und lässt sich nur für kurze Verschnaufpausen durch banalere Themen verdrängen. – «In der modernen Architektur hat sich, in einem glücklichen Augenblick, der ästhetische Eigensinn des Konstruktivismus mit der Zweckgebundenheit eines strengen Funktionalismus getroffen und zwanglos verbunden» (Jürgen Habermas).⁷ Die Neue Modernität wird sich anders konstituieren müssen (und die grösste Gefahr liegt in einer plumpen Neuinszenierung ihrer klassischen Variante), aber die Aufgabe, Form und Funktion wieder zusammenzuführen, ist deutlich genug formuliert.

Klaus-Dieter Weiss

Anmerkungen

- 1 Vgl. AMC 12/1986, 3/1987; a+u 8/1987
- 2 Vittorio Gregotti, «Moderne» und «Neue Modernität», archithese 4/1987
- 3 Ebenda, S. 59
- 4 Vgl. wettbewerbe aktuell 11/1983
- 5 Vgl. Arch+ 4/1984
- 6 Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986
- 7 Jürgen Habermas, Moderne und postmoderne Architektur, in: Die andere Tradition, Katalog zur Ausstellung «Architektur in München von 1800 bis heute», München 1981, S. 17